

Wilhelm Kohlhoff †

Auch dieses letzte Bild hätte von Wilhelm Kohlhoff sein können: Ein buntes wogendes Meer der Blumen, erlesene Gewächse mit den Gesichtern alter großer Rasse, fröhlichbunte Fülle überquellender schäumender Lebenslust – auf dem Hintergrund eines flammenden Himmels aus farbigem Licht; Kränze, Schleifen, Bänder mit den Namen von Freunden u. Nächsten aus aller Welt, versammelt u. verdichtet in dem einen seltenen Augenblick der Ungeteiltheit aller Schöpfung; Musik, Menschen mit erschütterten Mienen, verstört und ergriffen zugleich von der Gewalt einer Stunde, in der sich Liebe über den Abgrund zwischen Zeit und Unvergänglichkeit mühelos beugt.

Die große Gemeinde, einer dem andern, macht sich glauben: Kohlhoff ist tot.

Auch Katja, unter vielen dunklen Gewändern im langen hellen Kleid, weiß es. Aus dem letzten Werk des ekstatischen Porträtierten folgen ihre Augen für immer dem Meister, der lächelnd zurücktritt in das Dunkel des Nochnicht-Er-schaffen-en.

Von uns gegangen und doch spürbar der Unsere. Nun da er für immer verstummt ist, hören wir es genau: Wie still er war unter den Menschen. Die Pein des Alters, so glaubten wir, habe ihn nicht alles verstehen lassen, was wir sagten. Und hätten doch wissen können, was Kohlhoff unverständlich war an uns und unserem Treiben. Er hatte ein überaus feines Gehör für die Stimmen der Schöpfung; da mochte er die großen und lauten Worte nicht. Er besaß sie auch nicht. Seine Bilder jedoch sind bereit wie Traum und Rausch und Vision. Nun hängen sie in unseren Häusern und werden uns leise und geduldig einreden, was echt und groß, was kühn und gekonnt, zärtlich und kraftvoll ist.



An seinem 78. Geburtstag, 6. 5. 1971
Foto: Paul Ultsch

Mit uns hat er nicht eben viel, doch unablässig mit der Schöpfung gesprochen. Am liebsten vielleicht mit seinen Tieren. Wie hätte er sonst gerade für die stumme Kreatur diesen köstlichen königlichen Nistplatz gefunden – die Hand der Madonna. Jetzt wohnen seine Lieblinge dort für immer.

Er war uns brüderlich wohlgesinnt, ein unaufdringlicher Gastfreund. Seine Geschenke beschämten uns. Aber ganz vertraut hat Kohlhoff dieser Welt nicht. Aus seinem meisterlichen Porträts blicken unsere Gesichter nicht wie aus festlichem Spiegel. Eher durch ein Medium, das er aus unseren Ängsten, Träumen und Sehnsüchten gerinnen lässt. Wie reich war er, dem so Weniges genug war! Er hatte alles; nicht jederzeit und nicht für jeden-mann gegenwärtig; nicht immer auch gleichzeitig versammelt, nicht im Leben und im Schaffen nicht. Doch wo ist solche Dämonie und Phantasie der Impression mit soviel objektiver Beobachtung und fehlloser Formgebung gepaart, durch-

glüht von einer expressiven Farbigkeit, die alle Herrlichkeit der Welt auf menschliche Weise wiederschafft. Der Gott, von dem er eine Seele voller Bilder und die Gnade des Fabulierens mit Pinsel und Stift als ein frühes Geschenk empfangen hatte, wie muß er seinen Kohlhoff geliebt haben und des Künstlers üppige Freude am Glanz der Schöpfung; auch seine vertraulich-heimliche Verständigung mit dem alten Schöpfergott über die Rückseite seiner großen u. kleinen Dinge. Zuweilen ließ er diese

linke Seite des göttlichen Gewebes so erregend durchscheinen, daß es ganz die gewohnte Art verlor. Primitive Feinde erkannten rasch die Un-Natur solcher Gebilde als entartet. Die armen Verblendet-ten; er hat sie dann und wann mit scheinbar leichter Hand gestraft und mit einem sanften Blitz seines monumenta- len Humors hingestreckt, wo sie ihm ei- tel zufielen: Als er dem Luftfahrtmini-ster für das Hauptquartier seines tau-sendjährigen Reiches den Klaus Störte-becker unterschob. Doch wer hätte den



Katja, sein letztes Modell.

Foto: Ultsch, Schweinfurt

Offenen Brief und seinen Absender damals verstehen sollen. Als ob einer den Kriegsberichter Kohlhoff begriffen hätte, der wie ein Blumenkind unter seinen Helden sich bewegte – die griffbereite Pistolenetasche prallvoll mit Aquarellfarben.

Nicht daß ihn sein Gott geschont hätte. Wohl ließ er ihm das Leben, und wo er ihm den Mund verschloß mit unsagbarem Leid, beließ er ihm Gnade und Last des sprechenden Konterfeis. Wenn er ihn unter die Not des Leibes und der Seele zwang und ihm dafür die süße Bitternis der vollen Reife schenkte – er beließ ihm die Jugend und Einfalt des Herzens. Kein Abgrund irdischer Peinigung – und hatte er nicht alles schon einmal verloren: Heimat und Haus, Familie und Freundschaft, Gefundenes und Gestaltetes? – riß den früh Berufenen vom Gipfel, mit dem er seine Laufbahn beginnen mußte.

Einen meisterlichen Maler, einen vom Erfolg unversehrten Menschen, einen alten Mann, den die Erfahrung weise, doch niemals unbescheiden gemacht hat; einen

Bürger, dessen Heimat die Welt war und immer sein wird – ihn legen wir in die Erde dieser Stadt. Sie hat ihm die späten dauernden Freundschaften, Frieden und lange entbehrtes inniges Verstehen einer Frau geschenkt, durch das ein Mann seinem zeitlichen Vergessen und Vergessenwerden entrinnt mit immer neuen Werken ergrifrender Reife.

Noch in dieser Stunde bleibt rätselhaft, wie stark und unzerstörbar gelebte Menschlichkeit, still wirkende Könnerschaft und die demütige Verehrung der Schöpfungswelt sind. Etwas von den bewegenden Kräften des Universums leuchtet auf im Lächeln des Einen in der Menge. Wir wissen es, nun auch wieder von Wilhelm Kohlhoff: Das Außergewöhnliche ergreift uns durch Schlichtheit, das Zarte ist die eigentliche Kraft der Schöpfung, Liebe ist stärker als alle Angst.

Kohlhoff, der gute Mensch – „wenn Gutsein etwas anderes als nur das Meiden des Schlechten, wenn es eine Kraft, ein Leben, wenn es Liebe bedeutet“ – wir alle sind seine glücklichen Erben.

Georg Schneider

Anton Schnack zum 80. Geburtstag am 21. Juli 1972

1919 erschien ein schmales Gedichtbuch, auf einer alten Handpresse gedruckt in einer Dachstube: „Strophen der Gier“. Sein Dichter: Anton Schnack, der jüngere Bruder Friedrich Schnacks. Im unterfränkischen Rieneck geboren, begann er als Journalist, Redakteur und – Schicksal seiner Generation – als Soldat im ersten und zweiten Weltkrieg. Die noch einmal davongekommen waren, damals, gierten nach aller Herrlichkeit und Schönheit der Erde, nach den blauen Meeren und Himmeln des Südens, nach Weltferne und Frieden. Eine neue Jugend forderte ihr Recht, die Enttäuschten wollten sich nicht mehr täuschen lassen. „Tier rang gewaltig mit Tier“ hieß der Titel des zweiten großflächigen Gedichtbuchs Anton Schnacks (Rowohlt 1920). Das aufrüttelnde Tiergleichnis ging fugenlos über in die langzeiligen, gereimten Strophen. Ein neues Ethos, ein neuer Ton war am Werk und blieb es bis heut. Die Gedichte sprangen den Leser an, als kämen sie mit dem Marschritt von Millionen aus den Schützengräben oder den Holzschnitten Schmidt-Rotluffs etwa. Ja, sie sprangen, duckten sich, zischten und dröhnten wie Granaten und haben bis auf diesen Tag nichts an Brisanz verloren. „Feuer“ hat das Barbusse genannt; Blitz aus Feuerschnüren, Nachtschein der Ferne, Rauchgewölk heißt es im Gedicht. Ein Dichter, ganz gewiß, mehr noch, ein Sprachschöpfer mit hundert neuen Bildern, mit magischen Beschwörungen, mit den Metaphern des Zorns und der Güte goß diese metallenen Strophen in die Bronze, die wir an den Flügeltüren von San Zeno in Verona bewundern. Später beruhigen sich seine Gedichte, sie werden weicher, melodischer, weltinnger und weltweiter. In dem Versband „Die Flaschenpost“ sendet